



JOY CASTRO

TÖDLICHER  
SUMPF



New Orleans



dtv

KRIMINALROMAN

### 3

Am Donnerstag stehe ich um sechs auf. Aus reiner Höflichkeit spreche ich vor meinem kleinen *altár* ein paar Ave Maria und erbitte den Segen meiner Vorfahren, wer zum Teufel sie auch gewesen sein mögen. Pflichtschuldig spreche ich mein »Sei begrüßt, o Königin! Mutter der Barmherzigkeit ...«, aber ist es mir ernst damit? Zu Maria zu beten kommt mir aussichtslos vor. Sie ist passiv, mild, ergeben, wie Leda oder Europa – wie soll sie mich beschützen? Ich bete, ja, aber – *verdad* – ich leiere den Text nur herunter.

Nachdem ich durch die Straßen von Mid-City gelaufen bin, dusche ich, ziehe mich an, raffe meinen Laptop und alle Unterlagen zusammen, rufe Uri ein »Tschüs« zu und gehe die grün gestrichene hölzerne Außentreppe hinunter zum »Fair Grinds«. Der Name des Coffeeshops ist eine Anspielung auf die berühmten Fair Grounds, die große Rennbahn ganz in der Nähe. Ich muss alles, was ich gestern an Fakten und Informationen zusammengetragen habe, noch einmal durchgehen, um mich auf das Gespräch mit Dr. Omar Letley vorzubereiten, dem forensischen Psychiater, den ich um zwei treffen werde.

Es ist unschlagbar bequem, direkt über einem guten Coffeeshop zu wohnen. Die junge Frau am Tresen, die meine Bestellung entgegennimmt, hat schwarz lackierte Nägel; um ihre Handgelenke sind Mardi-Gras-Perlenketten geschlungen. Die Cremetörtchen in der Vitrine ignoriere ich. Stattdessen lege ich einen Apfel auf den Tresen. Der kupferne Kronleuchter über uns streckt seine Arme aus wie Fühler.

Ich trage meinen Kaffee nach draußen; das Eis im Glas klirrt, die Sojamilch bildet einen Strudel. In der angenehm weichen Luft liegt der Duft von Jasmin. Ein hoher Holzzaun umgibt

den Patio; die Tische stehen im Schatten großer, in Kübel gepflanzter Palmen, und dazwischen hüpfen dicke Spatzen von Krümel zu Krümel. Ich stelle mein Tablett ab, setze mich, schließe die Augen und halte das Gesicht in die Sonne.

Sosehr ich mir auch wünsche, aus New Orleans wegzugehen, ich muss doch zugeben, dass meine Wohnung fantastisch liegt, weit weg vom irren Trubel des Quarters. Eine Ecke weiter ist der »Market on Esplanade«, wo es im Wesentlichen die gleichen frischen Sachen gibt wie in dem Whole-Foods-Bio-supermarkt, der dort vorher war. Ist mir nach französischer Küche, kann ich gleich gegenüber ins »Café Degas« gehen, und direkt daneben gibt es eine Sushi-Bar, das »Asian Pacific«.

Jenseits der Esplanade Avenue kriegt man in »Terranova's« Lebensmittelgeschäft, einem alteingesessenen Familienbetrieb, alles, was man braucht. Dort kauft meine Mutter gern, denn es ist etwas günstiger. Ein Haus weiter, im spanischen Restaurant »Lola's«, machen sie eine hervorragende *paella*, nur servieren sie den *flan* mit einer Sahnehaube – und sie schlagen die Sahne noch nicht mal selbst, sondern nehmen Sprühsahne aus der rot-weißen Reddi-Whip-Dose. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen. *Ekelhaft*. An den Wänden des Lokals hängen handgemalte Tafeln mit Aufschriften wie: GEAUX, TIGERS! Oder: UNGEZOGENE KINDER WERDEN GEKOCHT UND GEGESSEN. Draußen haben sie Lichterketten über Balkonbrüstungen und Zweige gespannt, und wo die Esplanade Avenue auf die Mystery Street stößt, gibt es einen üppig eingewachsenen, schattigen kleinen Park.

Von der »Splish Splash Washateria« an der Ecke, wo ich meine Wäsche mache, ist es nur ein paar Blocks weit zu »Liuzzas's by the Track« – da gehe ich hin, wenn ich, während die Wäsche im Trockner ist, plötzlich Appetit auf gute alte Louisiana-Küche kriege. So ein buttriges, scharfes Shrimp-Po'-Boy-Sandwich, wie sie es da machen, lässt den Wert deines schlechten Cholesterins um zwanzig Punkte hochschnellen, und du sagst trotzdem Amen.

Um das alles wieder loszuwerden, kann man die Esplanade Avenue rauf joggen, weiter auf die Brücke über den flachen, stehenden Bayou St. John und direkt in den Stadtpark. Hat man das Museum of Art umrundet und die 1938 unter Roosevelt erbaute kleine Steinbrücke überquert, gelangt man in ein unglaublich grünes Areal: sanfte Wiesen; Virginia-Eichen, deren schwere Äste bis auf das Gras herabhängen; Schleier aus Spanischem Moos, die an den Zweigen wehen; gemächlich vorbeiwatschelnde Enten und spontane Fußballspiele. Endlos viele Fußballpartien zwischen zufällig zusammengekommenen Mannschaften. Endlos viele muskulöse junge Männer.

Alles in allem heißt das, wer nach New Orleans zieht und den Touristenirrsinn des French Quarter meiden will, kann in meiner Gegend rund um die Esplanade Avenue getrost einen Mietvertrag unterschreiben. Wir haben Glück gehabt, dass ich für meine Mutter und mich nur wenige Blocks voneinander entfernt Wohnungen gefunden habe.

Aber erst unter Katrina ist mir klar geworden, wie groß das Glück war. Sogar das Land war auf unserer Seite.

Praktisch jeder weiß, dass New Orleans unterhalb des Meeresspiegels liegt. Als die französischen Entdecker kamen, war nur das »sliver by the river« – »das Stückchen am Fluss«, auf dem später das French Quarter entstand – trocken. Dort lagerte der Mississippi sein Sediment ab, puren Schlamm, kein Gestein. Die frühen Siedler mussten, um ihren Häusern Standfestigkeit zu verleihen, Pfosten fünfzehn Meter tief in den Grund treiben.

Abgesehen von diesem schlammigen Streifen höher gelegenen Bodens stand beinahe alles – das gesamte Stadtgebiet des heutigen New Orleans – unter Wasser und wartete darauf, mittels der Ingenieurkunst des neunzehnten Jahrhunderts auf wundersame Weise trockengepumpt zu werden. Alles bis auf den Esplanade-Grat.

Das moderne New Orleans wird gelegentlich als eine Art Schüssel beschrieben, deren Inneres von den umgebenden Dei-

chen geschützt wird – oder auch nicht. Genau genommen entspricht die Topografie der Stadt allerdings eher zwei Schüs-seln, die durch eine schmale Linie höher gelegenen Landes miteinander verbunden sind: den Esplanade-Grat. Lange bevor im Jahr 1699 die ersten französischen Siedler eintrafen, wurde der Grat von Eingeborenen – Ouacha und Chaouacha, Okelousa und Opelousa, Quinapisa, Tangipahoa, Yazoo – als Transportweg vom Lake Pontchartrain zum Mississippi genutzt. Sie kannten das Land und verstanden es, hier zu leben. Lange bevor die Franzosen kamen, haben sie hier die Sonne angebetet, ihre Toten wehevoll begraben, Häuser und Tempel gebaut. Kamen die Alligatoren dem Feuer, über dem sie kochten, zu nahe, haben die Kinder gelacht und sie unerschrocken mit Stöcken verscheucht.

Bevor ihre Welt ausgelöscht wurde, waren sie so freundlich, den Siedlern diesen schmalen Grat trockenen Landes zu zeigen. In dem Maße, in dem die feuchten Gebiete ringsum trockengelegt wurden und die Stadt wuchs, ist die Esplanade Avenue den anderen Straßen in der Umgebung immer ähnlicher geworden, deshalb hatten meine Mutter und ich, als wir unsere Wohnungen bezogen, keine Ahnung, dass wir uns für höher gelegenen Grund und Boden entschieden hatten. Aber als Katrina vorüber war, konnten wir in ein trockenes, unversehrtes Zuhause zurückkehren.

Wenn ich New Orleans nur mögen würde, wäre meine kleine Wohnung über dem »Fair Grinds« auf lange Sicht ein nettes, sicheres Plätzchen. Aber ich mag es nicht. Das ewige Getue um den Zauber der Stadt nervt mich, die künstliche Dekadenz des Mardi Gras, das kitschige Gerede vom Zauber des Spanischen Mooses. Ich kann keine paillettenbesetzten Masken mehr sehen und keine Voodoo-Puppen, ich habe genug von Lapdance und Poledance und dem endlosen Tanz der Korruption im Rathaus. Auf jeder Veranda an jeder Ecke flattert eine Fahne mit Bourbon-Lilien-Emblem im Wind, und überall legen sie in den Farben der Louisiana State University und ihrer

Football-Mannschaft Beete an, lila Stiefmütterchen und gelbe Tagetes. *Go, Tigers*. Selbst die Armut und Verwahrlosung im Neunten Bezirk, wo wir weder für Fahnen noch für Blumen Geld zu verplempern hatten, können dem Lokalpatriotismus nichts anhaben. Gekochter Crawfish, Marching Jazzbands bei Leichenzügen und glühender, unerschütterlicher Stolz sind für alle da. »Hier bin ich geboren«, sagen die Leute gern, »hier werde ich auch sterben.«

Ich nicht. Ich mag hier geboren sein, aber hier bleiben werde ich auf keinen Fall. Mein Plan sieht so aus, dass ich ein paar bahnbrechende Reportagen schreibe, wahrgenommen werde, meine Siebensachen packe und bei einer richtigen Zeitung in einer richtigen Stadt anheuere.

Aber jetzt gerade schmeckt mein geeister Kaffee nach Haselnuss, der Apfel zwischen meinen Zähnen ist süß und kalt, und mein Laptop gibt beim Aufklappen diesen engelhaften Glockenton von sich, der mich immer wieder mit unerklärlicher Freude erfüllt.

Ich rufe die Notizen auf, die ich mir gestern in der Bibliothek gemacht habe, breite dazu einige fotokopierte Artikel auf dem Tisch aus und gehe alles noch einmal langsam und gründlich durch.

Viele registrierte Sexualstraftäter sind für meine Story irrelevant, weil sie keine Gewalttäter sind. Bei ihnen handelt es sich um Flitzer, um Prostituierte, um Männer, die erwischt wurden, als sie irgendwo in der Öffentlichkeit gepinkelt haben, um Jugendliche, die einvernehmlichen Teenie-Sex hatten, nur dass einer von beiden schon über achtzehn war – das verbirgt sich hinter »Geschlechtsverkehr mit Minderjährigen« –, um traurige, müde, nachgiebige Ehefrauen, deren Mann für einen Dreier eine Minderjährige angeschleppt und behauptet hat, sie sei volljährig. Es gibt Bundesstaaten, in denen kann man durch über hundert verschiedene Delikte – unter anderem dadurch, dass man eine Prostituierte anspricht – zum Sexualstraftäter werden. In Louisiana zählen dazu auch »Verbrechen wider